

„Nicht doch, rühre den Herrn Schachtner nicht an, Woserl. Erst müssen wir Deine Hände sauber machen und Dein Gesicht dazu, auf beide hast Du ja mehr Tinte verschwendet, als auf Dein Konzert.“

Ohne Murren und glücklich, daß der Papa sich über sein Konzert gefreut, folgt das Knäblein der Mutter in das Wohnzimmer.

„Was sagt Ihr nun?“ wendet sich Leopold Mozart an den Freund.

„Ich sage kein Wort mehr,“ antwortete dieser mit feuchten Augen und reicht dem übergläcklichen Vater die biedere Rechte. „Ihr thut Recht daran, Mozart, dieser Wunderblume Euer Leben zu weihen. Ja, der Wolfgang wird dereinst ein großer Mann werden, der alle übertreffen wird, die je gelebt haben und je leben werden.“

Eine Viertelstunde später war Wolfgang gesäubert, soweit sich die schwarzen Zeugen seiner ersten Geistesarbeit von Gesicht und Händen durch Wasser und Seife hatten tilgen lassen. Er umarmte seinen Freund Schachtner, fragte ihn vielmals: „Hast Du mich lieb?“ und fühlte sich glücklich in den närrischen Kinderspielen.

3.

Auf der Donau.

Wie Leopold Mozart es vorausgesagt, so traf es ein: Es vergingen nicht zwei Jahre, da waren die beiden Kinder, besonders Wolfgang, so weit vorgeschritten, daß es ihn unverantwortlich dünkte, wenn er sie länger in Salzburg verborgen hielt.

Hatte er nun nicht recht daran gethan, für sich selbst auf ferneren Ruhm zu verzichten, nur Arbeiten auszuführen, die ihm gut bezahlt wurden und so für diesen Fall beizeiten voranzusorgen?

Die Welt sollte und mußte das Genie seines Wolfgangers kennen lernen. In erster Reihe war es ihm dabei um das Genie an sich und dessen weitere Ausbildung zu thun, um die Zukunft des Kindes, die sich ohne Frage ganz anders gestalten mußte, wenn er in den Metropolen der Kunst schon als Kind Aufsehen erregte, als wenn er